Theatertexte
44



Johann Friedrich Löwen

Drei Lustspiele

Die neue Agnese. Das Räthsel. Der Liebhaber von Ohngefähr

Mit einem Nachwort
herausgegeben von
Maurizio Pirro

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

2. überarbeitete Auflage 2026
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz: Wehrhahn Verlag
Umschlagabbildung:
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
© by Wehrhahn Verlag, Hannover

ISSN 1863–8406
ISBN 978-98859-217-0

Inhalt

5 Die neue Agnese. Ein Lustspiel in einem Aufzuge

35 Das Räthsel, oder Was dem Frauenzimmer am meisten gefällt. Ein Lustspiel in einem Aufzuge, mit einem Divertissement

59 Der Liebhaber von Ohngefähr, oder, die Rückkehr zur Tugend. Ein Lustspiel in einem Aufzuge

107 Nachwort

127 Nachbemerkung

Die neue Agneſe,

ein Luſtſpiel

in

einem Aufzuge.

Aufgeführt
im kaiſerl. königl. privil. Theater.

Zu finden beym Logemeiſter.

K. K. REGIERUNGS

Die neue Agnese,

ein Lustspiel
in einem Aufzuge

Personen.

Madame Gerdrut, eine junge Wittwe.

Jgfr. Agnese, ihre Tochter.

Mangold, ein reicher Pächter, und Bruder des Richard.

Richard, Vater des Valentin.

Valentin.

Der Schauplatz stellt den Eingang in den Garten der Madame Gerdrut vor, und an dessen Seite ein kleines Gartenhaus.

Erster Auftritt.

Valentin, *allein.*

So weit wäre ich. Ach, wie klopft mir das Herz! Es ist doch ein närrisches Ding um die Liebe. Mein Tage hätte ich nicht geglaubt, daß ich das bey ihr empfinden würde, was ich in diesem Augenblick fühle. Ich brenne für Verlangen mich in Madame Gerdrut ihren Garten einzuschleichen. Ich finde zum Glück unter den Schlüsseln meines Vetters einen, der nicht geschwinder schliessen könnte, wenn ihn auch Amor beym Vulcan bestellt hätte. Ich bin hier, bloß in der Hofnung, Agnesen zu sehen; und mein armes Herz schlägt so geschwinde, so geschwinde, als ob es sich mit Gewalt Luft machen wollte. Wahrhaftig, die Liebe muß doch nicht immer beherzt machen. Ich fühle es wol; und meine Furchtsamkeit – Still! ich höre jemand. Ich will mich geschwind hier verstecken.

Zweyter Auftritt.

Mangold. Valentin, *ohne von Mangold gesehen zu werden.*

Mangold. Was für ein vortreflicher Mondschein! Beym Element, wenn ich auch Endymion wäre; Madame Luna könnte nicht anmuthiger auf mich herab lächeln. Madame Gerdrut hat mir versprochen, sich um diese Zeit hier einzufinden. Ich will unterdessen hier auf sie warten. *(Er geht in das Gartenhäuschen.)*

Valentin. Was höre ich? Mein Vetter? hier? und vielleicht aus eben der Ursache. Armer Valentin! armer Valentin!

Mangold. *(Der sich an ein Tischgen, worauf ein Licht steht, gesetzt hat.)* Was sehe ich da für Bücher? *(Er blättert in einigen Büchern, die auf dem Tisch liegen.)* Der Sieg der Natur über die Schwermerey – – – und hier: Anmuthige Feenmährchen – – – und dort: zum Henker, was für ein närrischer Titel: And-

rogyne, oder vernünftige Maximen, welche beweisen, daß die wahre Liebe, nur in der Vereinigung der Seelen bestehe. – – – Eine vortrefliche Liebe! für den Kopf, der diese Maximen ausgeheckt, mag eine solche Liebe gut seyn, aber für keinen reichen Pächter, der an das Sinnliche gewöhnt ist, und der sich wahrhaftig nicht so gut stünde, wenn ihn das Sinnliche weniger gereizt hätte. Der närrische Kerl mit seinen Maximen! Man kann die Leute immer nach den Büchern beurtheilen, die sie lesen. Madame Gerdrut würde lange nicht so spröde – – – He! war da nicht jemand? – – –

Valentin. *(Nahe am Gartenhäuschen.)* Ach! ich bin verrathen!

Mangold. *(Im Herausgehen.)* Madame Gerdrut! Sind Sie es?

Valentin. *(der sich entfernen will.)* Ach nein!

Mangold. Ha! bist du es Vetter?

Valentin. Ach! sind Sie hier? liebster Herr Vetter?

Mangold. Was zum Teufel! machst du hier? *(bey Seite)* sollte er mir wol nachspioniren?

Valentin. Sie suchen Madame Gerdrut, nicht wahr? Ach, sagen Sie mir doch, ist sie hier?

Mangold. Nein! *(bey Seite)* Ich glaube der Schurke hat mich zum Besten. *(laut)* Aber sage, was bekümmert dich Madame Gerdrut?

Valentin. Liebster Herr Vetter, ich verlasse mich auf Sie.

Mangold. So rede.

Valentin. Haben Sie Mitleiden mit mir. Machen Sie mich nicht unglücklich.

Mangold. Zum Henker nicht einmal! du hast doch wol keinen nächtlichen Einbruch vor?

Valentin. O spotten Sie nicht. Sagen Sie ihr – – –

Mangold. Er ist so verwirrt, als ob ich ihn über einer bösen That ertappt hätte.

Valentin. O sagen Sie ihr ja nicht – – –

Mangold. Was denn?

Valentin. Daß ich ihre Tochter liebe.

Mangold. *(bey Seite)* Der Narr! Nun erhole ich mich wieder.

(laut) Du liebst ihre Tochter? Ha, ich wußte es längst: und ich wollte dir nur das Geständniß gern selbst ablocken. Siehst du, das ist eben die Ursache, warum ich mich hier einschleiche, hinter deine nächtliche verliebte Excursionen zu kommen.

Valentin. Herr Vetter!

Mangold. Aber, sage mir, Junge! auf was für Art bist du herein gekommen? Denn Madame Gerdrut verriegelt ihre Gartenthüre stärker als ein Cartheuserkloster.

Valentin. Ich habe alle Schlüssel probirt, die ich finden konnte; endlich fand ich einen in ihrem Alkoven, der zum Glück paßte.

Mangold. Das ist gewiß der Schlüssel zu meinem Kornboden.

Valentin. *(hönisch)* Zu Ihrem Kornboden?

Mangold. Ja, geschwind, wo ist er?

Valentin. Hier, lieber Herr Vetter!

Mangold. Geh, packe dich fort; Nein, bleib. Ich muß ihn ein wenig ausforschen. Sage mir doch, weis Jungfer Agnese, daß du sie liebst?

Valentin. Nein, lieber Herr Vetter! Ich habe sie in meinem Leben nicht gesprochen. Sie wissen ja, wie ihre Mutter ist. Das arme, gute, unschuldige Kind kömmt nicht von ihrer Seite. Agnese darf kaum die Augen aufschlagen, und eine Mannsperson ansehen, geschweige daß sie gar reden dürfte.

Mangold. Lügst du mir nichts vor? Vetter!

Valentin. Nein. Aber, lieber Herr Vetter! Jungfer Agnese, müssen Sie wissen, weis bey dem allen doch, daß ich sie liebe.

Mangold. Sie weis es, und du hast sie doch niemals gesprochen? Geh, armer Junge! du hast einen Schuß.

Valentin. Ja, ja, sie weis es, Herr Vetter! Sie weis es ganz gewiß. Hat man denn nur allein der Sprache nöthig, wenn man seine Liebe erklären will? Ach, wie unglücklich wär ich; und wie unglücklich wären alle die, die ihre Liebe nur durch Zeichen verständlich machen. Sie haben mir einmal erzählt, lieber Herr Vetter! daß es Wilde giebt – – –

Mangold. Geh, du bist ein Narr, Valentin!

Valentin. O im zwanzigsten Jahre läßt sich die Narrheit noch wol halten.

Mangold. Denkst du denn, daß Jungfer Agnese – – –

Valentin. Ich bin kein Thor, lieber Herr Vetter! und ich kenne Jungfer Agnesen besser als Sie glauben. Sie hat ein schamhaftes, unschuldiges Wesen; sie scheint nichts zu bemerken, und sie bemerkt alles. Ihre großen blauen Augen, die sich freylich mühsam, und sehr selten nur verstohlen erheben, treffen doch immer, sobald sie sich erheben, den Gegenstand, der bemerkt seyn will. Sie braucht gar nicht zu reden: ein einziger Blick überhebt sie dieser Mühe.

Mangold. Und weiter:

Valentin. Glauben Sie mir, lieber Herr Vetter! Sie hat in ihrem sechzehnten Jahre das ganze Gefühl, was ein Mädchen haben kann. Sie weis ihm nur keinen Namen zu geben. Sie wird von einer Unruhe gemartert, die sie nicht kennt, und die sie doch, ich wollte wetten, nicht um alles würde fahren lassen.

Mangold. Nun?

Valentin. Ach, wenn Sie sehen sollten, wie roth das gute Kind wird, wenn ich sie ansehe. Würde sie das wol werden, lieber Herr Vetter, wenn es nicht meinetwegen geschähe?

Mangold. Du hast Recht!

Valentin. Madame Gerdrut, ihre Mutter, sieht Agnesen ja noch öfter; und Jungfer Agnese wird nicht ein einzigesmal roth. Sagen Sie mir, muß nicht in ihrem Herzen so was vorgehen – – – Kurz, lieber Herr Vetter! ich glaube, eine junge Agnese verändert bey dem Anblick eines Valentins niemals umsonst die Farbe.

Mangold. Freylich!

Valentin. Und braucht es da noch wol der Sprache? Jungfer Agnese, die aus Zwang nicht reden darf, und aus Mangel des Umgangs nichts zu reden weis, spricht doch mit ihren grossen Augen, mit ihren verstohlenen Blicken, mit ihren erröthenden Wangen, und mit ihren gepreßten Seufzern hundertmal deutlicher als alle Mädchen in unserm ganzen Dorfe.

Mangold. *(bey Seite)* Er hat bey meiner Treue Recht! *(laut)* Aber,

Vetter! Vetter! bey allen dem bist du doch ein Narr. Was werden dir die großen Augen, das Rothwerden und die beklemmten Seufzer helfen? Zu nichts. Du wirst doch wol nicht den Anschlag haben, Jungfer Agnese zu entführen.

Valentin. Ich liebe Agnesen, und ich will sie –

Mangold. Heyrathen? nicht wahr? Armer Junge! Ich bedaure dich. Jungfer Agnese wird niemals heyrathen. Sie und ihre Mutter finden beyde keinen Geschmack an der Heyrath.

Valentin. Was sagen Sie? – O, Sie wollen mich nur quälen. Sie können alles möglich machen. Sie haben so viel Gewalt über das Herz von Madame Gerdrut –

Mangold. Ueber das Herz von Madame Gerdrut? Junge! hast du den Verstand verlohren?

Valentin. Wir würden beyde sehr zu bedauren seyn, lieber Herr Vetter! wenn dieser Garten die Wirkung hätte.

Mangold. Wie? Was?

Valentin. Ey verstellen Sie sich nur. Ich bin so dumm nicht, denn ich liebe Agnesen. Die Liebe räumt unsern Kopf weit leichter auf, als alle Sittensprüche eines Vetters. Glauben Sie mir, ich kenne die Verliebten. Ein Wort, ein Gang, ein Blick verräth sie mir. Und Sie, liebster Herr Vetter! sind gewiß nicht umsonst hier.

Mangold. Glaubst du denn, daß Madame Gerdrut, eine so spröde, ehrbare, und eingezogene Frau –

Valentin. Pfuy, Herr Vetter! Eben die sind die schlimmsten. Aus Eigensinn spröde, zum Schein ehrbar, und aus Geschmack eingezogen, das sind gerade die Frauen, die der Buhlerey näher sind, als andere.

Mangold. Junge! du redst wie alle unsere junge Gelbschnäbel, die dem Frauenzimmer so gern die Tugend aus ihrem Herzen wegplaudern möchten. Aber, ich sage dir, bey Madame Gerdrut betrügst du dich. Ganz gewiß betrügst du dich. Sieh nur, wie ehrbar sie sich kleidet.

Valentin. Ja, ja, ich sehe es wol. Unter ihrem großen seidnen Halstuch, den sie um den Busen schlägt, verbirgt sie ein Herz,

das alle Augenblicke eine Hand wünscht, dieses Halstuch wegzuschieben. Sie geht Sonntag und alle Tage in dem zierlichsten Kopfzeug, das aber das Ansehen hat, als ob es sehr gern zerknittert seyn möchte. Man darf sie nur sehen, die gute spröde Madame Gerdrut! Ihre Worte, ihr Gang und ihre Kleidung sagen: ich liebe nicht. Aber ihre Blicke und ihr sprödes Wesen sagen: ich liebe doch! Versucht es nur; ich verstelle mich bloß; ich will es euch nur ein wenig sauer machen, um das Vergnügen der Liebe länger zu kosten.

Mangold. Schelm! wer hat dich so klug gemacht?

Valentin. Die Natur! Sollte sie das nicht können?

Mangold. Junge, du kennst Madame Gerdrut so gut als ich. Ja, Vetter! ich liebe sie. Vielleicht liebt sie mich auch. Aber, zum Teufel! was ist sie für ein Sonderling von einem Weibe. Sie ist schön: aber spröde, und erst dreißig Jahre. Denk, Vetter! dreißig Jahre und spröde seyn! Wider die Gewohnheit junger Wittwen redt sie von nichts als Tugend, und sie haßt alle Verbindung mit einem Manne: Ja, sie hat einen Ekel vor allem, was nur eine Mannsperson heißt.

Valentin. Und doch spricht sie Sie oft in ihrem Garten allein? Gehen Sie, lieber Herr Vetter! Entweder, Sie haben mich zum Besten; oder Madame Gerdrut ist die nicht, für die man sie hält.

Mangold. Das viele Lesen muß sie so unempfindlich gemacht haben. Sie ist gelehrt, Vetter! Sie hat sich einen gewissen Plan formirt, den sie irgendwo in einem alten Pedanten mag gefunden haben; und sie plaudert mir unaufhörlich von einer gewissen platonischen Liebe vor, bey der das einzige Vergnügen nur in der Vereinigung der Seelen zwoer Geliebten bestehen soll.

Valentin. Ich sollte nur an Ihrer Stelle seyn. Es ist nichts leichter, deucht mich, als einem Frauenzimmer den Plan ihres Herzens zu verrücken. Es giebt Augenblicke –

Mangold. Stille! stille! die kenne ich so gut als du; und ich werde sie nicht vorbey schleichen lassen. Eben diese Augenblicke will ich auch ergreifen, ihrer Tochter wegen für dich das Wort zu reden.

Nachwort

Die theatergeschichtliche Würdigung Johann Friedrich Löwens (1727–1771) wurde lange Zeit durch polemische Urteile seiner Zeitgenossen behindert. Wie Ossip D. Potkoff 1904 in seiner wegweisenden Studie anmerkte, stand Löwens Rezeption im Schatten einer hartnäckigen Rufmordkampagne, die es nunmehr zu überwinden galt.[1] Von mehreren Quellen wurde Löwen als unbegabter, von maßloser Ambition getriebener und intriganter Literat charakterisiert – was selbst spätere historiographische Darstellungen nachhaltig beeinflusste. Besonders drastisch dokumentieren sich diese Anfeindungen in den Lebenserinnerungen der Schauspielerin Karoline Schulze-Kummerfeld. Sie griff Löwen wegen dessen publizistischer Kampagnen gegen den Theaterleiter Konrad Ernst Ackermann – unter anderem in den *Freyen Nachrichten aus dem Reiche der Wissenschaften und der schönen Künste* (1765–1767) – scharf an. In ihrer Rückschau erscheint ihr der Verfasser des *Schreibens an einen Freund über die Ackermannsche Schaubühne zu Hamburg* (1766) als moralisch verwerflicher Mensch.[2]

1 Vgl. Ossip D. Potkoff: *Johann Friedrich Löwen. Der erste Direktor eines deutschen Nationaltheaters. Sein Leben, seine literarische und dramatische Tätigkeit*, Heidelberg 1904, S. 7: »Vergleicht man […] die Stellung, die Löwen seinerzeit de facto innegehabt, mit der Rolle, die ihm die Literaturforschung zuweist, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß da ein gewisses Mißverhältnis herrscht«. Zu einem sorgfältig dokumentierten Gesamtprofil Löwens vgl. ebenso Karl Waentig: *Johann Friedrich Löwen und sein Ansehen als Journalist und Bühnenschriftsteller. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschen Nationaltheaters von 1767 in Hamburg*, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 54 (1968), S. 21–49.

2 Vgl. *Ein fahrendes Frauenzimmer. Die Lebenserinnerungen der Komödiantin Karoline Schulze-Kummerfeld 1745–1815*, hrsg. von Inge Buck, München 1994, S. 154f.

Auch Johann Friedrich Schütze zeichnete in seiner *Hamburgischen Theater-Geschichte* (1794) ein ausgesprochen kritisches Bild. Schütze führte Löwens Engagement für eine Neugestaltung der Dramaturgie nicht auf systematisches Denken, sondern auf gekränktes Selbstbewusstsein zurück. Weil Ackermann den Rat des »Schöngeists«[3] zunehmend ignoriert habe, habe dieser nach Rache gesucht. Löwens Reformschriften – darunter die *Geschichte des deutschen Theaters*[4] – seien lediglich Ausdruck seiner Enttäuschung über das eigene Unvermögen, sich schöpferisch-praktisch am Theaterbetrieb zu beteiligen. Folgerichtig sah Schütze im gescheiterten Versuch Löwens, regelmäßige Rezitationsseminare für das Ensemble abzuhalten, einen bedeutenden Schwachpunkt des Hamburger Nationaltheaters.[5]

3 Johann Friedrich Schütze: *Hamburgische Theater-Geschichte*, Hamburg 1794 (Neudruck: Leipzig 1975), S. 331.

4 Johann Friedrich Löwen: *Geschichte des deutschen Theaters*, in: *Schriften*, Bd. 4, Hamburg 1766, S. 1–66. Von diesem Text liegt außerdem eine mit literaturgeschichtlichem Apparat versehene Neuausgabe vor: *Johann Friedrich Löwens Geschichte des deutschen Theaters (1766) und Flugschriften über das Hamburger Nationaltheater (1766 und 1767)*, hrsg. von Heinrich Stümcke, Berlin 1905.

5 Löwens an und für sich überdimensioniertes Begleitprogramm stößt nach Schützes Einschätzung auf grundsätzlichen Widerstand seitens der adressierten Schauspieler: Diese, »die großentheils so beschaffen waren, daß sie von ihm, der unstreitig gute theoretische Kenntnisse besaß, lernen konnten, [waren] nicht lehrbegierig« (Johann Friedrich Schütze: *Hamburgische Theater-Geschichte*, a. a. O., S. 339). Bei Eduard Devrients im 19. Jahrhundert als Standardtext geltender Arbeit über Theatergeschichte in Deutschland werden noch entschiedenere Bedenken über Löwens mangelnde Vertrautheit mit dramaturgischer Praxis erhoben: »Der künstlerische Director war seiner Aufgabe nicht gewachsen« (*Geschichte der deutschen Schauspielkunst*, Leipzig 1848, Bd. 2, S. 171). Eine günstigere Beurteilung Löwens findet sich erst bei Feodor Wehl: »Daß er […] ein einsichtsvoller, klarblickender Geist und patriotisch beseelter Mann war, geht deutlich aus allen Urtheilen und Aussprüchen hervor, die über Litteratur und Theater von ihm aufbewahrt sind« (*Hamburgs Literaturleben im achtzehnten Jahrhundert*, Leipzig 1856, S. 69).

Erst die spätere Forschung löste sich von diesen polemischen Zerrbildern. Zwar galt Löwen im Urteil von Zeitgenossen wie Friedrich Nicolai als handwerklich unsicherer Dramatiker, dem es an Talent zur Erschaffung starker Charaktere und komplexer Handlungen fehlte.[6] Doch seine Einsichten in die historischen, soziologischen und organisatorischen Rahmenbedingungen des deutschen Theaters besitzen eine analytische Schärfe, die weit über den Hamburger Kontext hinausreicht.

Löwens theoretischer Entwicklungsgang begann während seines Studiums an den Universitäten Helmstedt und Göttingen. Mit der Aufnahme des Einundzwanzigjährigen in die Göttinger »Deutsche Gesellschaft« im Jahr 1748 trat seine ausgeprägte Orientierung am pädagogisch-moralischen Potenzial der dramatischen Kunst erstmals deutlich zutage. In seiner Antrittsrede knüpfte Löwen eng an das poetologische Programm Johann Christoph Gottscheds an.[7] Unter dem Titel *In einer wohl eingerichteten Republik muß der Flor der Schaubühne nothwendig erhalten werden* verteidigte er das Theater als unentbehrliches Instrument zur moralischen Erziehung der Staatsbürger.[8] Löwen übernahm dabei das Gottsched'sche Postulat, die deutschsprachige Bühne gründlich von lokalem Kolorit, sprachlichen Schlacken und störenden Improvisationen zu reinigen. Erst ein solcher Säuberungsprozess schaffe die Voraussetzung dafür, dass das Theater eine gemeinschafts- und identitätsstiftende Funktion entfalten könne. Das Wohl der Bürger beruhe auf dem »Trieb

6 Friedrich Nicolai: [Rezension zu:] *Johann Friedrich Löwens Schriften (Teil 1 – 2– 3)*, in: *Allgemeine deutsche Bibliothek* 3 (1766), 2. St., S. 235–247 (hier S. 235).

7 Vgl. Elsa Jaubert: *Le théâtre de Voltaire chez Johann Friedrich Löwen: Une réception polymorphe*, in: *Oeuvres et critiques* 33 (2008), H. 2, S. 151–162.

8 Aus den Unterlagen der »Deutschen Gesellschaft« in Göttingen wurde Löwens Text von Roland Krebs ediert. Vgl. *L'Idée de «Théâtre National» dans L'Allemagne des Lumières. Théorie et Réalisations*, Wiesbaden 1985, S. 598–627.

zur Tugend« und dem »Haß gegen die Laster«; dies lasse sich am wirksamsten durch ein geordnetes Theaterwesen befördern: »Ein vernünftiger, gereinigter und regelmäßiger Schauplatz beut uns gewis diese Vortheile im Ueberfluß dar. Und einen solchen wird auch nur ein Staat dulten.«[9]

Aus dieser zivilisatorischen Aufgabe leitete Löwen eine Kernforderung ab, die sein gesamtes weiteres Schaffen durchziehen sollte: Die Existenz einer dauerhaften, hochstehenden Bühneninstitution erfordere eine gesicherte finanzielle Grundlage. Da ihm in den 1740er Jahren ein rein vom Bürgertum getragenes Theaterwesen noch undenkbar erschien, adressierte er explizit den Feudalstaat. Die Herstellung des Untertanenglücks sei eine Grundpflicht des Landesherrn, weshalb dieser auch die Kosten für ein subventioniertes öffentliches Theater zu tragen habe.[10]

In seiner 1766 veröffentlichten *Geschichte des deutschen Theaters* führte Löwen diese Überlegungen fort. Die Schrift stellt weniger einen quellengestützten historischen Abriss dar, als vielmehr – wie Roland Krebs zutreffend bemerkt – »une oeuvre de propagande en faveur du théâtre national«.[11] Der historiographische Teil stützte sich im Wesentlichen auf Mitteilungen des Schauspielers Conrad Ekhof, mit dem Löwen über die Ackermannsche Gesellschaft in engem Kontakt stand. Der systematische Ertrag der Schrift liegt jedoch in der präzisen Bestimmung der Faktoren, die die Entstehung einer deutschen Nationalbühne ermöglichen sollten. Löwen benannte drei Hauptvoraussetzungen: die bevorzugte

9 Ebd., S. 606.

10 »Könnte man nicht bei uns die Schauspiele dem Volcke eben sowohl ohne Kosten sehen laßen, als in Frankreich? So wären alle Einwürfe auf einmal gehoben. Es fielen die Kosten freilich auf den Landesherrn zurück. Allein wenn ich betrachte, daß ein Fürst nothwendig verbunden sei, seine Unterthanen glücklich zu machen; so muß er auch Kosten und Mittel allerdings nicht fehlen laßen« (ebd., S. 616).

11 Ebd., S. 336.